ZION

Jes. 2, 3. "כי מציון תצא תורה ודבר ה' מירושלים"

Religiöses Erbauungsblatt für Israeliten.

Zweiter Jahrgang.

Inhalt:

1. Hymne an Gott. — 2. Der Geist des Judenthums in unserem Zeitalter. — 3. Musik der Ebräer. — 4. Wahrheits-Liebe.

No. 2. Berlin, Freitag den 17. Januar **1834.**

Hymne an Gott.

Zu deinen Füßen lieg ich hier, o Herr!
Und bet' in Demuth deine Größe an!
Zwar Millionen deiner Engelschaar
Erhöh'n frohlockend deine Herrlichkeit
Ach, du bedarfst mein mattes Loblied nicht;
Doch gnädig siehst du auf den Staub hinab:
Verschmähst es nicht, wenn auf der Bäume Höh
Der Vögel Chor zu deinem Ruhme singt,
Wenn auf den Triften frohes, fattes Vieh
Zu deinem Preise seine Freude brüllt,
Und wenn die Blume ihren Opferduft
Aus ihrem glüh'nden Herzen aufwärts schickt.
Allgegenwärtiger! gewiß du hörst
Des dankerfüllten Herzens Stammeln gern;
Und du verstehst sein heiliges Schweigen auch,
Worin es ehrfurchtsvoll versinken muß.
Ach! überall, wohin mein Auge blickt,
Da find' ich, ewige Lebensquelle, dich;
Im Morgenthau, und in des Abends Hauch,
Der stille Schauer deiner Gegenwart
In meine tiefgerührte Seele geußt.
Der Pappel sanftes Lispeln spricht von dir;
Laut predigt donnernd der Sturmwind dich;
Dich lobt das Veilchen, welches demuthsvoll
Sich sanft am mütterlichen Busen schmiegt.
Der dumpfe Donner der Lavinen hallt
Dein erstes Wort: Es werde! ewig nach.
Vom nie betretenem Schneegebirge glänzt,
Mit Feuergluth dein Angesicht herab.
Auch hier ist Gott! ruft laut der Wasserfall
Mit Donnerstimme jedem Wand'rer zu:
Vernimm durch mich Jehovah's Ruhm, bet' an,
Und kündige der Welt, was du vernahmst!
Wie viel sind deine Wunder Zebaoth!
Mein Geist, sehr eng umschränkt, ermißt sie nicht;
Doch find ich Ordnung, Kette, Harmonie,
Und milden Abglanz deiner Herrlichkeit,
So oft mein kühner Blick zu forschen wagt,
Und in das Inn're deiner Werke dringt.
Des Lebens-Quelle strömt aus deiner Hand,
Sie spendet Seegen aus mit milder Huld.
Es wartet jedes Aug' auf dich, und nie
Harrt es umsonst. Du sättigest, was lebt.
Du theilst den Schatz der gold'nen Früchte aus,
Mit Blumenkränzen schmückest du die Welt.
Dein Feuer kocht für Schmachtende den Saft,

Der aus den Felsen quillt und sie erquickt.
In öder unfruchtbarer Wüste, die
Kein Fuß betrat, da wandelst du und wirkst,
Bereitest dort den Seegen, der so mild
Sich über Wies' und Hain und Saat ergeußt.
Aus Wassertropfen knätest du den Schlauch,
Der träufelnd kühle Labung auf uns wirft.
Auch in den tiefen grenzenlosen Raum,
Zu dem sich kein Gedanke schwingen kann,
Weit hinter jedem fernsten Stern hinaus
Strahlt deine Herrlichkeit, weit heller noch
Vielleicht, als mein Verstand jetzt fassen kann.
Auch in der Tiefe meines Herzens, die
Kein Mensch erforscht, da find' ich, Höchster! dich,
Da donnert deine Stimme dem Fehlenden,
Und wiegt in Seelenruh' die Unschuld ein,
O Unbegreiflicher! aus dessen Blick
Ein ewiges Feuer flammt, das Leben gibt,
Und Leben nimmt, nach deiner Weisheit Plan;
Auf dessen Wink hier Welten untergehen,
Dort Welten werden! Gott! was ist der Mensch,
Der Staub, der Sünder, daß du sein gedenkest?
Was fänd' ich unter allen Schätzen wohl,
Das würdig wär' ein Opfer dir zu sein?
Ach, ist nicht Alles schon Geschenk von dir?
Und ehrt ein Opfer jemals, Höchster! dich,
Dich, dessen Wesen keinen Wechsel kennt?
Allgütiger! nimm als Pfand nur an
Dies thränenvolle Opfer des Gebets,
Das auf dem Altar meines Herzens glimmt,
Das Liebe, Demuth, Dankbarkeit dir gibt;
Nimm's als treu Geständniß gnädig auf,
Daß ich, der Staub, nichts, nichts dir geben kann.
Anbetung, Preis und feiernder Gesang
Steig' aus der Seele froh zu dir empor!
Empor auf Andachtsflügeln, wenn mein Fuß
Den Tempel deiner herrlichen Natur
Betritt; und sanft verein es sich
Mit dieser Wiesenblumen Opferduft,
Und mit der Nacht'gallen Abendlied.
Ach, Alles, was des Schöpfers Hand umspannt,
Und was der Vaterliebe Lächeln merkt,
Verein'ge sich mit mir zum Preisgesang,
Und stimme laut in meine Psalter ein.
Ihr kühlen Lüfte, die ihr sanft durchweht
Von Rosenduft den müden Wand'rer labt,
O tragt mein Lied hinauf zu Gottes Thron,
Und rauschet säuselnd über Fels und Wald
Des Höchsten Lob. Verstärkt euch dann zum Sturm',
Damit der stolze Hain sich vor ihm beugt.
Ihr Blumen duftet euren Dank hinauf
Zu dem, der euch mit Sorgfalt auferzieht,
Und euren Kelch mit Lebenswonne füllt.
Ihr Bäche, die ihr rieselnd durch das Thal
Euch windet, stimmt sein Loblied an;
Verkündigt es den Strömen und dem Meer,
Und ruft sie auf, zu brausen Gott ein Lied.
Der Donner rufe hoch mit ernster Stimme
Dem ganzen Erdkreis zu: Groß ist der Herr!
Und Erd und Himmel wiederhol' es laut
Im langen Nachhall: Groß, groß ist der Herr!
Vor allem, meine Seele, Gottes Bild,
Vergiß die Gottheit, deinen Ursprung nicht!
Vergiß es nie, was Gott an dir gethan,
Und was er thun will, o vergiß es nie!
Am frühen Morgen, wenn der erste Strahl
Des Lichts im Thaue flimmert, Dank dem Herrn!
Und wenn die Purpurgluth des Abendroths
Der Berge Haupt vergoldet, Dank dem Herrn!
Dein Harfenspiel stimm in den Jubelklang
Der Engelschaar bescheiden ein! — O Herr!
Vergeß ich deines Lobes, wo ich sei,
Am Bach, in dessen Silberwelle sich
Des Mondes milder Schimmer spiegelt, sei's
Im kühlen Schatten blühenden Gesträuchs,
Auf Eisgebirgen, die der Sonne Glut
Nie wärmt, sei's auf des Meeres wilder Fluth
Sei's in der keuschen Liebe sanften Arm:
O dann vergiß dies undankbare Herz
Und nie genieß es deinen Gnadenblick.
Wenn über mich der Tod die Sichel schwingt,
Mein Geist in jene Welt hinüber fliegt,
Was werde ich dann für neue Wunder schauen!
Erstaunt hört dann mein Geist der Engel Lied,
Und lallt es nach; schwingt immer höher sich,
Erreicht zuletzt des Seraphs Lobgesang.

H.

Der Geist des Judenthums in unserer Zeit.

Fortsetzung.

II. Das kirchliche Leben im Judenthume.

Schon die Weisen des Talmuds erkannten den Gottesdienst als das zweite Hauptmoment des religiösen Lebens im Judenthume. So lehrten sie *): Auf drei Prinzipien beruhe die religiöse Welt: 1) auf der Lehre, 2) dem Gottesdienst und 3) den Werken der Liebe, Mildthätigkeit u. dgl. Die erste ist hier der Ausdruck für das rein intelligente Leben des religiösen Geistes im Glauben und in der Erkenntniß; der zweite für das Seelenleben der Gemeinde in Gott und das dritte für das sittliche Lebensverhältniß der Gemeinde-Mitglieder zu einander. In der That ist der Gottesdienst im Judenthume wie Inhalt und Form desselben bezeugen, mehr ein Werk der Gemeinde als des Einzelnen. Denn wenn auch die religiösen Pflichten des Israeliten sich tief in das Familienleben, ja bis in die Einzelnheiten des physischen Lebens der Individuen hinein erstrecken, so sind dies doch nur die ausgehenden Nerven aus dem großen Organismus des Gesammtlebens der Kirchengemeinde, die unsichtbaren Fäden womit der Einzelne stets an die Gemeinde geknüpft ist, indem diese Pflichten in der Abgeschiedenheit von dieser unausführbar sind; der Sitz der großen Lebensorgane aber ist lediglich in der Mitte der Israelitischen Gemeinde. Daher ist auch das Gotteshaus, nicht blos ein Haus des Gebets, der Andacht oder der Buße für den Einzelnen, daß er hineingehe, vor einem Altare hingeworfen, sein Gebet verrichte oder in einem Beichtstuhle seine Sünden bekenne — sondern es ist uns das Haus der kirchlichen Gemeinde **), der Wohnsitz des kirchlichen Gemeindelebens. Hier ist ihr Heiligstes die Thora, hier ist die Feier ihrer Fest-, Fast- und Ruhe-Tage, die Feier der Bundesaufnahme und Gesetzeseinweihung der in ihr geborenen Mitglieder; hier versammelt sie sich drei Mal täglich, nicht etwa in momentaner Anreihung vorübergehender Gemüthsstimmung, sondern zu gesetzlich fest bestimmten, cyklisch-wiederkehrenden Zeiten, die des Geistes Leben eben so wohl wie das der Natur bedarf, um in gemeinsamer Erhebung, in liturgischen Formen, die ebenfalls nur für die eine Gemeinde constituirende Anzahl gelten, um ihr Gebet zum Herrn zu senden, das Gebet um Wiedervereinigung der getrennten Gemeinden zu Einer großen Gottesgemeinde, das Gebet um Erleuchtung und Rückkehr der Gemeinde zu Gott. Hier in dem Gottesdienst der Gemeinde ist die Andacht eine höhere, eine Andacht des Geistes, worin der Mensch, losgerissen von den irdischen Interessen des Alltagslebens, sich zum rein religiösen Leben des Gemeingeistes seiner Kirche erhebt, in dessen Gottesnähe er seine Erhabenheit, in dessen Unsterblichkeit er die seinige fühlt. In der häuslichen Andacht hingegen, in der Andacht des Gemüths, wenn das Herz um Erhörung seiner Wünsche fleht, oder wenn die Seele in den Leiden des Lebens nach Kraft und Rettung von oben ringt — da macht sich der unendliche Abstand des Staubgeborenen von der Gottheit fühlbar, und die Andacht ist da nur entweder ein unbefriedigtes Sehnen nach einem Höheren, Unendlichen oder, wenn sie beruhigend wirkt, — eine religiöse Stimmung des Gemüths durch den Geist, worin das Göttliche sich durch leise Anklänge vernehmen läßt und eben so unmerklich wieder verschwindet. Von jener höheren Religiosität des Gesammtlebens der Gemeinde ist daher bei uns, insbesondere von den göttlichen Pflichten desselben, das weibliche Geschlecht ausgeschlossen; weil dieses von der Natur für den engen Kreis des Familienlebens bestimmt, sich nicht zur Höhe des kirchlichen Gemeinlebens empor zu schwingen vermag, es bringt in das Gotteshaus nur die Andacht des Herzens mit und es wird somit in die Vorhalle gewiesen. —

Das würdigste und unsterbliche Leben errichtet sich der göttliche Geist in der Religionsgemeinde. Das politische Leben der Staaten und Völker ist der Zeit unter-

*) Aboth. c. I. §. 2. Die Erfüllung der religiösen Pflichten ist daher für den einzelnen Juden nicht bloße Gewissenssache allein, worüber jeder nur seinem Gott und sich Rechenschaft zu geben hat; denn sie sind zugleich ihm von seiner Religions-Gemeinde als Formen ihres religiösen Lebens übertragen, welches er verletzt, wenn er eine öffentlich vernachlässigt oder übertritt.

**) בית הכנסת

terthan, sie müssen einmal, wenn sie ihre Zeit ausgelebt, gleich einem einzelnen Menschenleben in der Weltgeschichte untergehen, und der schaffende Geist löst dann ihre unbrauchbar gewordenen organischen Formen auf, um sich neue zu bilden. Das religiöse Leben der Religionsgemeinde allein überlebt den Wechsel aller Zeiten, wenn es die Kraft in sich hat, getrennt von dem Staat und Boden worin es wurzelte ein eigenthümliches reingeistiges Leben fortzuleben. So hat allein unsere Kirche den Verlust ihres theokratischen Staatslebens, den Verlust des heiligen Landes, diesen geschichtlichen Boden, Wiege und erziehendes Vaterland unserer Religion, ja den Verlust des größeren Theils ihrer Gemeinde selbst, oder im fernen Exil untergegangen oder verschollen ist, überleben können, um in dem kleineren, wenn auch noch so zerstreuten Theile, unter den mannigfaltigsten Drangsalen und Leiden, ohne sich durch äußeren Zuwachs zu regeneriren, fort zu leben und fort zu blühen — weil ihr ein rein religiöser Gemeingeist inwohnt, der sie erhält; weil sie einen Gottesdienst der Gemeinde hat, der sie vereint. Wir sahen im Alterthume die Religionen mit dem politischen Leben der Staaten, worin sie blühten, zugleich sinken und untergehen; wir sahen selbst in neuerer Zeit bei der Religion des Orients mit der Blüthe ihrer politischen Macht auch ihre innere kirchliche in Kraftlosigkeit versinken und welken. Wir sahen endlich auch die Kirche der occidentalischen Religion nur zur Zeit ihrer politischen Oberherrschaft und auch noch zur Zeit ihres Kampfes mit der weltlichen Staatsgewalt geistige Thätigkeit und Macht entwickeln; denn damals hatte sie die Macht, allgemeine lebenopfernde Begeisterung zu erwecken, die Macht, das sittliche und wissenschaftliche Leben eigenthümlich zu gestalten. Als jene aber endlich dieser unterlag, da mußte auch die Religion selbst eine große Reformation erleiden; aber auch die so reformirte, obgleich unter unmittelbarem Schutz der Staatsgewalt gestellte Religion hatte nur jene geistige Macht über Gemüth, Sitte und Wissenschaft, die sich nunmehr aus ganz anderen Prinzipien entwickelten, gänzlich verloren. Die Kirche des Judenthums allein entwickelte ohne allen politischen Schutz und äußere Rechte durch ihre innere Geisteskraft, fortdauernde Lebensthätigkeit, ja sie vermochte in sich, nach der Auflösung des Staatskörpers, bei der Gleichheit des Ranges und der Freiheit der Lehre ihrer Schul- und Kirchenhäupter, eine organische Kirchen-Einheit auszubilden, die außer ihr noch immer als Ideal gesucht wird. — Nie erkannte das Judenthum ein autokratisches Kirchen-Oberhaupt an; nie galt hier in religiösen Dingen die eigene persönliche Autorität, ein Ausspruch aus innerer Machtvollkommenheit oder selbst aus empfangener prophetischer Inspiration. Denn Religions-Lehre und Gesetz sind für unsere Erkenntniß bereits durch das evidente Wort geoffenbart, jener dunkelen Region der Offenbarung und auch Geschichte weithin entrückt; Organ desselben aber konnte Jeder werden, der durch Religiösität, Talent und Kenntniß der Tradition dazu berufen war. Wohl verschafften ausgezeichnete Geistesgaben, innige Religiösität, hohe Würdigkeit des Charakters, höhere Weisheit und vor allen jene göttliche Weihe prophetischer Begeisterung, hohes Ansehen in Israel; allein zur Feststellung auch nur einer kirchlichen Satzung (תקנה) genügte selbst das höchste Ansehen des größten Mannes in Israel nicht, wenn sie nicht in einer gesetzlich bestimmten Rathsversammlung (בית דין) diskutirt und beschlossen wurde. In allgemeinen religiösen Dingen hatte weder der Ausspruch des Hohenpriesters noch der des Propheten gesetzliche Kraft oder Glaubensautorität. Das Licht der Urim und Thumim, wie die Seherkraft des Propheten, gab nur die politische Gestaltung der nächsten oder fernsten Zukunft zu erkennen; die Erkenntniß und Gestaltung der rein kirchlichen, der Ewigkeit angehörenden Gegenstände des Gesetzes und der Lehre verblieb dem religiösen Gemeingeist, der mit dem klarsten Bewußtsein nicht den Einzelnen, sondern die Rathsversammlung der Weisesten jeder Zeit als Erben und Fortpflanzen der Tradition des vergangenen Geschlechts erleuchtete; mochten diese nun Aelteste oder Propheten, Sopherim (סופרים) Schriftgelehrte oder Tanaim, (תנאים) Traditionslehrer oder (אמוראים) Traditions-Erläuterer, סבוראים Disputirer u. dgl. heißen. So wurde selbst Mosche ein Rath von siebenzig Aeltesten beigegeben, damit der auf ihm

ruhende göttliche Geist sich in ihrer Gesammtheit als Gemeingeist bethätige. Denn so heißt es IV. B. M.: „Und ich werde von dem Geiste nehmen der auf dir ruht und auf sie legen, damit sie dir ihn tragen helfen." Je wichtiger der Gegenstand, desto größer und reicher an höheren Notabilitäten mußte daher der Rath sein, der darüber entscheiden durfte; denn in der größeren erleuchteten Mehrheit spricht sich der Gemeingeist um so entscheidender aus, und dieser nicht das Gewissen des Einzelnen, sollte den Beschlüssen in unserer Kirche die letzte Sanktion geben. Aus der Ausschließung der persönlichen Autorität in religiösen Dingen folgt aber unmittelbar die Freiheit der Lehre wie der Institution, so fern sie nur im Sinne der Religion verbleiben. Denn unsere Religion ist es ja, welche uns zur Freiheit des Geistes und des Gedankens erheben soll. Auf der göttlichen Schrift der Bundestafeln, lehrten unsere Rabbinen *), stand die Freiheit (חרות על הלוחות), denn nur derjenige ist frei im Geiste, der sich mit dem Studium der Thora beschäftigt.

(Fortsetzung folgt.)

Musik der Ebräer.

Von der Musik unserer Alten wissen wir wenig weiter, als Muthmaßungen, indem es uns nicht zum Beweise übrig gelassen ist, daß sie von gleicher Beschaffenheit mit ihrer Dichtkunst gewesen wäre. Wenn wir jedoch von der Vortrefflichkeit der einen auf die der anderen schließen sollen, und wenn anders die zierlichsten harmonischen Wörter und Redensarten, die den erhabensten Stoff in sich enthielten, einen Tonkünstler mit der für sie schicklichen Melodie begeistern konnten, so wird es ungereimt sein, zu vermuthen, daß ihre Musik anders als anmuthig, zierlich, auf schöne Art abgewechselt, obwohl zugleich mit einer edlen Ernsthaftigkeit, welche der Größe des Inhalts und Vorfalls angemessen war, begleitet gewesen sei. Es ist keinesweges wahrscheinlich, daß diejenigen, die sich so sehr in der einen Kunst hervorthaten, in der anderen solche rauhe und unharmonische Instrumente, wie le Clerc und einige Neuere sich einbilden, zugelassen haben sollten. Wir lesen von Instrumenten mit acht oder zehn Saiten, die unter ihnen im Gebrauche waren, von dem Nebel und Kinnor, woher die Griechen ihre Nabla und Cinyra hatten, von denen man vermuthet, sie wären etwas Aehnliches mit der Laute und Harfe gewesen. Sie hatten auch verschiedene andere Blaseinstrumente, die Flöte, Trompete, und hauptsächlich die Orgel, von einer Größe, die man bisher noch nie gesehen. Zu diesen kam noch die Trommel, die kleine und große Pauke. Sollen wir von der Vortrefflichkeit ihrer Musik aus ihren wunderbaren Wirkungen urtheilen, da sie, wie wir wissen das Gemüth Saul's, bei seinen Anwandlungen von Schwermuth und Trübsinn, besänftigte, die Seelen der Propheten beruhigte, zur göttlichen Eingebung tüchtig machte und begeisterte, so werden wir uns veranlaßt sehen zu bekennen, daß sie weit rührender gewesen sei, als irgend etwas, was wir heut zu Tage haben. David war sowohl ein vortrefflicher Dichter, als ein guter Tonkünstler; und Jedermann weiß, wie viel das Wohlgefallen des Fürsten zur Beförderung einer Kunst beitragen kann (I Buch der Chron. XXV, 1,5. XXVI 1.). Außer denen, welche stets wechselweise bei dem Brandopfer-Altare ihr Amt verrichteten, lesen wir auch von Frauenspersonen, die sich der Musik, sowohl im Singen als mit Instrumenten, beflissen haben; die drei Töchter Hemans (I B. der Chron. XXV, 1, 5, 6.) und diejenigen, deren der Psalmist gedenkt (Ps. LXVIII, 26.). Die Könige hatten auch ihre eigene Musikverständigen beiderlei Geschlechts, und einige der Psalmen, vornehmlich der zwanzigste, einundzwanzigste und zweiundsiebenzigste, sollen, wie man vermuthet zu dem Ende gedichtet gewesen sein, am Tage ihrer Thronbesteigung, abgesungen zu werden. Mit einem Worte, kein Volk scheint größere Neigung für die Musik gehabt zu haben, als die Juden; so daß, obgleich die babylonische Gefangenschaft sie bewogen hatte, ihre Harfen an die Weiden zu hängen, wir dennoch finden.

---

*) Aboth c. VI. §. 2.

daß sie bei ihrer Rückkehr eine Schaar von 200 Spielleuten beiderlei Geschlechts zurück brachten. (Esra II, 65.)

Die Religion und Moral des Verfassers des Hiobs.

In Beziehung auf Religion ist hier schon Alles helle, und man hat oft schon mit vielem Grund angemerkt, daß dieses Buch einen vortrefflicher Schatz von natürlicher Gotteserkenntniß enthalte, als irgend ein System der alten Weltweisen. Man wird keine einzige Wahrheit vermissen, welche jene heidnischen Philosophen gelehrt, hingegen alle veredelt und berichtigt finden. Groß und würdig ist hier Alles, was von Gott gesagt wird, die Beschreibungen seiner hohen Eigenschaften erfüllen uns mit einem heiligen Schauer von tiefer Ehrfurcht, alle schwache und ungeistige Vorstellungsarten werden darin von Gott entfernt und in höhere und geistige umgeschaffen. Man nenne die Vollkommenheit in Gott, welche der Dichter des Hiob nicht erwähnt hätte. Man schreibe sie auf, man sehe die Beschreibungen aus dem Gedichte darüber: welche Ideen von Gott werden da neben einander stehen! Nicht kalte abgezogene Erklärungen, nicht Zergliederuugen der Schule, sondern lebendige, große Natur, Leben, Gefühl, Seele, Geist in jedem Bilde! Charakterisirung, Darstellung, Vergegenwärtigung! Nichts mit Kälte, nichts mit Trockenheit gesagt — alles so warm, so ganz in dem hohen Enthusiasmus, in welchem uns der Gedanke, welches Meisters Geschöpfe wir sind, versetzen sollte. Gott ist allmächtig — da malt uns der Dichter alle die Zeugen seiner Allmacht hin und leitet die Leiter der Dinge hinan, vom Vogel bis zum Streitroß, vom Streitroß bis zum Behemath und Leviathan. Gott ist die Weisheit — da zeigt er mir meinen Körper, wie ich gebildet bin, wie aus dem Staube Leben gequollen ist. Gott ist gerecht — da sieht plötzlich vor meinem Auge das Ende des Sünders, der Lohn des Frevelers. Gott ist die Liebe — und wenn böse Tage kommen, so ist es Pflicht, dann an das Gute zu denken, das er uns vorher vor so vielen Tausenden erwies. Da sagt mir der Dichter, daß es Undank sei, im Unglück nicht einmal daran zu denken, „daß Gott uns geschaffen, uns manche fröhliche Nacht Freudenlieder singen ließ, uns vor allen Thieren des Feldes Weisheit, uns von allen Vögeln des Himmels Verstand gab.“ Gott ist sich selbst genug — bedarf nicht des Staubes, den er gemacht hat, nicht des Dienstes der Menschen, nicht des Gehorsams seiner Geschöpfe. Demuth und Frömmigkeit macht sie, nicht ihn glücklich. Gott ist unerforschlich — dunkel sein Weg. Wer will ihn fragen: was thust du?

Was könnte ich nicht von allem dem Großen und Göttlichen sagen, was der Dichter anführt! Welche Theologie alter Weisen darf sich mit der, welche der Verfasser des Hiob lehrt, messen? Die Grundlage zu seiner Religion konnte nicht schöner sein.

Die Lehre von der göttlichen Vorsehung, eine der allerwichtigsten in jeder Religion, ist das große Thema des ganzen Gedichts. Gottes Wege sind oft so wunderbar, daß all unser Nachdenken über ihre Ursachen und Absichten vergebens ist. Diesen Gedanken führt der Dichter durch alle Reden der verschiedenen Personen durch, und lehrt endlich die, wie Hiob und seine Freunde zu kühn in diese Geheimnisse dringen wollen, daß es am Besten sei, still in einer Alles gutmachenden Gottheit zu ruhen, und treu zu thun, was sie gebietet. In der Familie Abrahams war der Befehl von der Aufopferung seines Sohnes ein sehr merkwürdiges und anschauliches Denkmal, ein sprechendes Muster für Alle, welche unter den Leiden ungeduldig werden wollten, diesen großen Mann anzusehen, und seinem Gehorsam, seiner Zufriedenheit mit Gottes Wegen, seinem stillen, gelassenen Wesen in allen Stücken ähnlich zu werden. Vielleicht fand der Verfasser dieses Gedichtes, oder vielmehr, vielleicht fand Gott, unter dessen unmittelbaren Regierung auch dieses stand, für gut, auch in Nahors Familie, oder in welchem Geschlechte von Gottesverehrern er sonst lebte, ebenfalls etn solches Muster aufzustellen; und was konnte geschickter

zu diesem Zwecke sein, als eine solche darstellende Erzählung von einem durch viele Leiden geprüften und durch sie vollkommen gewordenen Hiob? Ich finde wenigstens in beiden Begebenheiten eine sehr große Uebereinstimmung. In Beiden die undurchdringliche Dunkelheit der göttlichen Wege, — in Beiden sehr schwere Leiden, — in Beiden ein sehr tugendhafter Mann, über den sie verhängt sind — in Beiden endlich gleicher Zweck, allgemeine Deklamation vor allen Engeln und Menschen, welch einen Werth solche Tugend in den Augen Gottes haben.

Ein die Menschheit sehr erhebender Gedanke ist es, daß Gott in dieser Geschichte so unmittelbares Auffehen auf einen einzelnen gerechten Menschen hat, unter den Millionen seiner Geschöpfe nicht einen einzigen Frommen verliert, sondern solche Sorge für seine Tugend trägt, daß der ganze Himmel es vernehmen soll, wie theuer sie vor Gott ist. Dies ist doch im Grunde der Gedanke, der bei der ganzen Fiction im Anfange des Gedichtes zum Grunde liegt, und der uns von dem sehr speziellen Glauben des Verfassers, und ich wage hinzu zu setzen, aller damaligen Diener des wahren Gottes an die Vorsehung ein deutliches Zeugniß giebt.

Schon daraus folgt die lebendige Ueberzeugung von der Verpflichtung des Menschen gegen Gott, seinen Geboten treu zu sein, und alles Gute um Gotteswillen zu thun. Auch zeugen davon eine große Menge von Stellen, unter welche besonders die gehören, wo das Glück des Frommen und das Elend des Sünders mit so lebhaften Farben geschildert wird. Denn es folgt doch natürlich — ist der Fromme glücklich — ist der Sünder elend — und kommt Glück und Rath von Gott — so muß der Grund in dem Wohlgefallen oder Mißfallen der Gottheit liegen. Das ist noch reinere und eigentlichere Religion, als die Vorschriften derer, welche die Tugend bloß um ihrer selbst willen empfehlen, da es schwerlich ein höheres und dem Menschen würdigeres Motiv zum Guten geben kann, als es um Gotteswillen zu thun.

Aber der Verfasser des Hiob dringt noch tiefer in seine Religionserkenntniß. Ich habe schon oben bemerkt, daß ich allerdings glaube, doß man mit vollkommenem Rechte die Kenntniß der Unsterblichkeit in seinem Werke findet. Zwar — dies will ich gern zugeben — so deutlich und so oft als einige Ausleger die Erwähnung derselben sehen, sehe ich sie nicht. Aber einige Stellen reden mir zu laut dafür, und wenn auch die Worte einen andern Sinn leiden können, so scheint es doch der ganze Plan des Gedichtes zu fordern, daß man ihnen keinen andern geben müsse. Man mache nicht den Einwurf, daß, da diese Lehre am allerfähigsten zur Auflösung der Streitfrage gewesen wäre, sie theils so selten, theils so dunkel vorgetragen werde, da es doch entschieden sei, kein Trost hafte bei den Leidenden besser, als Trost der Unsterblichkeit. Wirklich ist es irgend wo als ein Problem aufgeworfen worden, „wie es möglich wäre, daß man den großen Haupttrost im Leben und im Sterben deutlich kennte, und ihn doch nur ein-, zwei-, höchstens drei- oder vier Mal anführte, hingegen andere davon abgehende Vorstellungen ein Mal über das andere wiederholte?“ Mich dünkt, der ganze Plan des Gedichts löse diese Schwierigkeiten schon zum Theil auf. Der Dichter will mehr als eine verkehrte Meinung über die Wege der göttlichen Vorsehung anführen, und läßt also Hiobs Tröster immer den einen, großen trostvollen Gedanken, es sei eine Ewigkeit, die alles in's Gleichgewicht bringe, verfehlen. Ich wenigstens finde in ihren Reden keine deutlichen Beweise, daß sie ihn durch seine Unsterblichkeit aufzurichten suchten. Er aber kommt mehrere Male auf diese frohe Aussicht. „Aber warum nicht öfter?“ Ich sage wieder, weil es nicht in den Plan des Gedichtes gehörte. Hiob soll fast nur klagen, und die falschen Tröstungen der Anderen verwerfen. Ein Leidender, ein von allem irdischen Troste Verlassener — das ist hier Hauptcharakter, und dem mußte der Verfasser hier in allem treu bleiben. Nur selten durfte der Lichtstrahl durchschimmern, und die tiefe Nacht der Leiden ein wenig aufhellen, so wie in dem dunkelnsten Nachtstück wenigstens ein ferner Schimmer in's Helle spielen muß. Und wenn man auch alle diese Gründe nicht wollte gelten lassen,

wenn man doch noch immer fände, daß, wenn die Lehre von der Unsterblichkeit mit in der Religion des Dichters gewesen wäre, er gewiß deutlicher davon geredet haben würde, so bleibt uns immer eine Bemerkung übrig, welche uns überhaupt bei der Beantwortung der Frage: „Hat dieser oder jener alte Schriftsteller, dieser Philosoph, dieser Dichter eine Unsterblichkeit geglaubt?“ — sehr brauchbar scheint. Wir verlangen gewöhnlich zu viel zum Beweise. Nachdem wir es gewöhnt worden sind, von der Zukunft immer in höchst lebhaften, freudigen Bildern zu reden, uns die Seeligkeiten der Tugendhaften in jener Welt unter lauter Ideen, die doch meistentheils nur unsrer Welt erborgt sind, vorzustellen, und vorzüglich auch zu glauben, der Tod versetze uns unmittelbar in den Zustand der höchsten Wonne: so kommt uns dann freilich Alles, was von jener Welt mit mehr Kälte, mehr Zurückhaltung, mehr Unbestimmtheit gesagt wird, beinahe als gar nichts, oder als bloße Dämmerung von Hoffnung vor. Darin irren wir gewiß. In den älteren Zeiten dachte man sich immer den Zustand nach dem Tode als etwas, davon wir gar nichts gewisses sagen können, als ein Land der Dunkelheit, der Nacht, wo erst der Geist zu künftigen, höheren Bestimmungen bereitet würde. Sie wußten nichts von jenem plötzlichen Uebergange von einer Welt voll Unvollkommenheiten in eine Herrlichkeit ohne Grenzen. Ruhe, Stille, Dunkel — dies sind die gewöhnlichen Bilder, deren sie sich bedienen, wenn sie von einem künftigen Leben reden. Gott weiß es, ob wir oder sie richtiger denken. Genug, sie glaubten doch eine Fortdauer der Seele, und, welches beinahe eben so wichtig ist, das Angenehme und Schmerzliche des künftigen Zustandes stehe im genauen Verhältniß gegen das Verhalten des Menschen in diesem Leben.

So haben wir einige sehr wichtige Wahrheiten zusammen, welche beinahe zu einer reinen und wahren Religion hinreichen, die sämmtlich in die Erkenntniß, wo nicht des damaligen Menschengeschlechts, doch des Verfassers dieses Buches gehören, und uns den Schluß machen lassen, daß Gott zu der damaligen Zeit schon Vieles geoffenbaret habe, was wir für spätere Ideen zu halten gewohnt sind, oder gar Heiden die Ehre der Erfindung zuzugestehen, da es einmal zum Modeton gehört, der Ehre der Bibel nicht zu viel einzuräumen. Viele andere Religionsbegriffe, welche sich mit eben so leichter Mühe aus dem Gedichte herleiten lassen, übergehe ich. Sie gehen schon mehr in's Ferne — ich wage es nicht, auf die Vollkommenheit des Jahrhunderts viel daraus zu schließen. Nur an die, durch das Ganze herrschende Idee der Abhängigkeit der Menschen von Gott, und des großen Abstandes des Endlichen vom Unendlichen erinnere ich noch. Wenn man daran denkt, daß sich eben darauf alle Demuth, alle Zufriedenheit und aller Gehorsam gründet, so wird die Idee wichtig. Bemerkenswerth scheint es mir auch, daß, je höher ich in der Geschichte der Religion hinaufsteige, desto häufiger und lebhafter ich sie noch finde. Je tiefer herunter, desto mehr hat der Mensch vergessen, wer er — und wer Gott sei. Aber in diesen ist noch ganz der Ton der sich fühlenden Schwäche, noch ganz die demüthige Sprache des redlichen Geschöpfes, über das der Schöpfer unendlich erhaben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Wahrheits-Liebe.

Simeon Sohn Shatach kaufte von einem Ismaeliten einen Esel, den er seinen Schülern nach Hause zu führen übergab. Daheim gewahrten sie, daß am Halse des Esels ein Edelgestein hing. Hocherfreut liefen sie zum Simeon und riefen: „Rabbi, du bist glücklich!“ „Wie so, liebe Kinder?“ fragte dieser. „Ei, siehe nur dieses Geschmeide, das wir am Halse des Esels fanden!“ „Nicht also,“ nahm der Rabbi das Wort; „den Esel habe ich gekauft, aber den Edelgestein nicht,“ und überschickte dem Ismaeliten das Geschmeide, den die so seltene Wahrheitsliebe des Simeon dermaßen rührte, daß er ausrief: „Gepriesen sei der Gott des Rabbi Simeon!“ Von dieser Stunde an ward der Ismaelit ein eifriger Verehrer des Gottes Israels.

Von dieser Zeitschrift erscheint alle 14 Tage eine Nummer, einen Bogen stark, für den billigen Preis von 15 sgr. (für Auswärtige 17½ sgr.) vierteljährlich. Alle resp. Postämter, so wie alle gute Buchhandlungen nehmen Subscriptionen darauf an. In Berlin wendet man sich dieserhalb an die Haupt-Expedition, Lewent's Verlagsbuchhandlung, Königsstr. Nr. 42. Sammler erhalten einen angemessenen Rabatt.

Redakteur: Dr. A. J. Cohen.

Verlag und Druck von J. Lewent.